



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus dänischer Zeit : 11. Poltern

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

man Sondertäfelchen anbringt. Künstlerisch ausgeführte Bilder, die einen Baum mit Ästen und daran angebrachten Namensschildern darstellen, wie sie früher üblich waren und den Namen „Stammbaum“ veranlaßt haben, scheinen mir große Hemmnisse darzubieten, namentlich, wenn man nicht nur die männliche, sondern auch die weibliche Linie berücksichtigen will, weil ein Schildchen nur geringen Raum für die nötigen Nachrichten bietet. Endlich sollte man nicht unterlassen, auf der Stammtafel in augenfälliger Weise eine Bitte an die Überlebenden anzubringen, daß sie auch nach unserm Tode auf der ihnen überlieferten Grundlage weiter arbeiten möchten. Auch wird man für die Vielfältigung des mühsam hergestellten Werks und für Mitteilung von Abdrücken oder Abschriften an die beteiligten Verwandten Sorge zu tragen haben. Dann wird sich wohl unter dem Nachwuchs jederzeit wenigstens einer finden, der sich die Fortführung der Urkunde angelegen sein läßt, zu seinem und der andern, lässigern Familienglieder Frommen! So werden dann im Notfalle dergleichen Stammbäume, wenn es in Rechtsangelegenheiten wirklich darauf ankommt, durch ihre Zusammenbringung vielleicht zu Nachweisen dienen können, wie sie heutiges Tages meist gar nicht zu beschaffen sind.

Zweckmäßig wäre es, wenn der Gesetzgeber allen Hausvätern die Anlegung eines Familienstammbaums in gewissen Grenzen auferlegte, da solche Schriftstücke gewissermaßen eine notwendige Ergänzung der nur aus zusammenhanglosen Einzelbeurkundungen bestehenden Standesbücher bilden würden. Doch so weit wird man vor der Hand nicht gehen wollen. Darum mag der freie Wille auch hier das leisten, was er in so vielen andern wichtigen Anlässen unsers Lebens leistet, die der Staat der Selbsthilfe überläßt. Möchte also meine Mahnung, die ich in den weitesten Kreisen (durch Nachdruck dieses Aufsatzes oder sonstwie) zu verbreiten bitte, nicht auf unfruchtbaren Boden fallen, die Mahnung: *Zeichnet Stammbäume!*

Torgau.

K. Bruns.



## Aus dänischer Zeit

### 11. Poltern



In einer Ecke unsers Gartens war ein wüster Fleck. Dahin brachten die Mädchen alles, was ihnen „ganz von selbst“ unter den Händen entzwei gegangen war: Wasch- und Kochgeschirr, Tassen, Teller und Flaschen. Man sollte nun denken, daß diese Ecke bald übertoll gewesen wäre, denn was wird nicht im Laufe eines Jahres in einem großen Haushalte alles zerschlagen! Aber das war

nie der Fall. Im Gegenteil: die Ecke war meistens leer, ja es konnte sogar vorkommen, daß unsre Mutter nach einem Krug, einem Steintopf suchte, den sie vor einigen Stunden noch anscheinend lebensfrisch in der Küche gesehen hatte, und der jetzt wie vom Erdboden verschwunden war.

Er war doch noch ganz heil, seufzte Mutter, und die Köchin zuckte die Achseln.

Heinrich sagte, er hätte einen Riß und ginge allernächstens doch kaput! Da hat er ihn lieber zum Poltern mitgenommen.

Poltern! Es gab kein schöneres Vergnügen. Irgend ein Paar wollte sich morgen in den Stand der heiligen Ehe begeben, da wurde heute abend vor dem Hause gepolttert, und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Alles, was von Thon, Porzellan und Glas war, wurde an oder vor die Hausthür der glücklichen Braut geworfen, und wer die Sache als Kenner betrieb, der füllte die Flaschen und Töpfe mit Wasser, weil sie dann noch einmal so viel Spektakel machten. Dazu mußten sie aber noch wasserdicht sein, und deshalb suchte Mutter in ziemlich erregter Stimmung nach ihrem Krüge, der nach ihrer Ansicht noch zehn Jahr hätte leben können.

Der Meister im Poltern war Heinrich, einer der ältern Brüder. Er wußte von jedem Polterabend in der ganzen Stadt, und überall beteiligte er sich mit entseßlichem Geklirr. Es giebt aber stets Menschen, die ein bißchen Spektakel nicht vertragen können, und deshalb hatte unser guter Bürgermeister nicht allein das Poltern verboten, sondern — und das war wirklich häßlich — auch den Polizeidiener Weber beauftragt, jeden Polterer einzufangen und in den Bürgergewahrsam zu stecken. Ins Loch! nannten wirs, und mit gemischten Gefühlen dachten wir darüber nach, ob es wohl angenehm sein würde, unser junges Leben im Loch zu verbringen. Wir waren nämlich nicht ganz sicher, wie lange die Strafe der Einschließung dauerte. Einige unsrer Spielgefährten meinten, mehr als zehn Jahre Gefängnis bekäme man nicht fürs Poltern. Andre hatten gehört, wer einmal im Loch säße, käme auch so bald nicht wieder heraus; man könnte vergessen werden im Gefängnis, und wen man jung hineingeworfen hätte, der käme manchmal erst auf Krücken wieder ans Tageslicht. Das waren nun eigentlich keine verlockenden Ausichten; dennoch polterten wir ruhig weiter und stoben wild auseinander, wenn es hieß: Weber kommt! Aber während wir das Schelten des Polizisten Weber in der Ferne hörten, wenn wir dann eine dunkle Seitengasse hinabflogen, dachten wir doch auch wieder mit einem Gefühl der Beruhigung daran, daß wir unser Gefängnis jedenfalls schon kannten, und daß wir uns also nicht in unbekannte Schrecken begeben würden, wenn uns Weber wirklich einfinge.

An des Bürgermeisters Geburtstag spielten wir nämlich mit seinen Jungen Versteckens im Gefängnis. Die Dienstwohnung des städtischen Oberhauptes befand sich, ebenso wie die Gefangenzellen, im Rathause, das noch heute mitten auf dem Marktplatze der kleinen Stadt steht. Es war ein windschiefer großer Kasten

aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, der zugleich zur Behausung des obersten städtischen Beamten, wie zur Aufbewahrung der Feuereimer und Feuerleitern diente. In den obern Räumen tagte der Magistrat; unten und auf einem unheimlichen Boden befand sich eine Reihe von kleinen Gefangenzellen. Die untern waren uns die liebsten, wenn sie sich auch nicht gerade durch kostbare Einrichtung auszeichneten. Ein mit Stroh angefüllter Kasten bildete das Lager, und ein großer Haken diente zum Aufhängen der Kleidungsstücke. Da sich kein Stuhl in der engen Zelle befand, mußte der Gefangne eigentlich immer auf dem Strohbett liegen, wenn er es nicht vorzog, zu stehen und aus dem kleinen vergitterten, scheibenlosen Fenster auf den Marktplatz zu blicken. Wenn wir also mit des Bürgermeisters Söhnen durch diese geheimnisvollen Räume huschten, dann stellte sich wohl einer von uns an das kleine Gitterfenster, schrie laut und jämmerlich und zog dadurch eine Menge kleiner Kinder an die Gefängnisseite des Rathauses, die, mit starren Augen zu uns hinausblickend, sich natürlich dachten, der Bürgermeister mache sich die besondre Geburtstagsfreude, eigenhändig einen Gefangnen abzustechen. Unsrer Gesichter waren durch die winzigen Fenster nicht zu erkennen, zum Überfluß hingen auch noch die Feuerleitern davor, und wir erreichten es mehr als einmal, daß etwa dreißig bis vierzig Menschen vor der einen Zelle standen, die angstvoll und doch mit dem festen Vorsatz, sich auch das schrecklichste Schauspiel nicht entgehen zu lassen, unserm Schreien lauschten, bis Lauritzen, der zweite städtische Polizeidiener, um die Ecke des Rathauses blickte. Dann wurden wir natürlich still, und da er als Däne die wehleidigen Erklärungen der versammelten Frauen und Kinder nicht verstehen konnte, so blieben unsre wilden Seufzer vielen ein ungelöstes Räthsel. Manchmal war übrigens doch eine der Zellen besetzt und mit einem großen Vorlegeschloß verschlossen. Nach langer, flüsternder Beratung fragten wir dann durch die Thür den Gefangnen nach seinem Namen, und wie viele Menschen er umgebracht hätte, doch kann ich mich keiner sehr befriedigenden Antwort entsinnen. Nur einmal — aber das ist eine Geschichte für sich. Hin und wieder sahen auch wir vom Marktplatz aus ein Gesicht gegen die Eisengitter gedrückt; zur Unterhaltung waren die Gefangnen aber selten geneigt, und weil sie so still und verdrießlich schienen, nahmen wir wohl mit Recht an, daß der Aufenthalt in der Zelle nicht besonders erfreulich sein könnte. Und doch polterten wir weiter, und die Bürgermeisterjungen waren noch viel unartiger als wir, wie alle Leute sagten, ein Urtheil, das uns mit Nührung über unsre eigne Vortrefflichkeit erfüllte, uns aber, ich muß es leider bekennen, nicht auf den Pfad der Tugend leitete, sondern uns das Gefühl gab, wir hätten, wie die katholischen Heiligen, einen Überschuß guter Thaten im Himmel stehen, von denen wir nach Belieben verbrauchen könnten.

Da erschien plötzlich im Wochenblatt, das jeden Sonnabend herauskam, und das seinem Titel nach versprach, für Intelligenz und Unterhaltung zu sorgen, ein

Edikt des Bürgermeisters. Ob es sich an die Intelligenz der Bürger wandte, weiß ich nicht; es schädigte aber unsre Unterhaltung, da es das Poltern mit strengen Worten ein für allemal verbot. Wahrscheinlich war etwas Gesetzwidriges an irgend einem Polterabend geschehen, etwas, woran wir nicht beteiligt waren, und wofür wir nun büßen mußten. Und wieder drohte der Bürgermeister mit dem Gefängnis allen denen, die beim Poltern vom Polizeidiener Weber ergriffen werden würden, mit dem Zusatze, daß diese Gefängnisstrafe verschärft sei. Verschärft! Es gruselte uns doch leise, und wir dachten voller Abneigung an den holsteinischen Kollegen Lauritzens, an den Polizeidiener Weber. Der war sehr viel unfreundlicher als der Däne, er war groß und stark, konnte schnell laufen und hatte so große rote Hände, daß der Gedanke, von ihnen gepackt zu werden, selbst den größern Brüdern nicht erfreulich erschien. Wir hatten schon öfter gesehen, wie er ein paar arme Sünder vor sich hergestoßen und in seiner derben holsteinischen Sprache ausgescholten hatte; vielleicht schleppte er uns nun auch bald davon! Und dabei war die Gartenecke herrlich voll, nicht bloß von Scherben, sondern auch von unversehrtem Geschirr. Im Hinblick auf ein bevorstehendes großes Hochzeitsfest hatte Heinrich schon lange gesammelt und sich von verschiedenen Freunden und Freundinnen leere Weinflaschen, Buttertöpfe und andre Herrlichkeiten schenken lassen. Besonders stolz war er auf eine Suppenterrine. Er hatte sie auf einem gelegentlich unternommenen Raubzuge im Hause der Großeltern mitgenommen und lächelte vergnügt, als wir schließlich keinen Schaden an ihr entdecken konnten. Der Deckel hatte einen Riß, erklärte er, und Großvater mag nichts Kaputttes leiden! Obgleich wir diese Abneigung unsers kurzichtigen Großvaters noch niemals bemerkt hatten, war uns Heinrichs Grund doch sehr einleuchtend. Was aber nützten uns alle Suppenterrinen der ganzen Stadt, wenn uns Polizeidiener Weber als strafender Engel der Gerechtigkeit das Vergnügen verdarb, den Brautleuten unsre Teilnahme zu bezeugen? Denn man glaube nur nicht etwa, daß das Poltern im Publikum unbeliebt gewesen wäre: im Gegenteil, die meisten Bräute saßen es als eine Unhöflichkeit auf, wenn an ihrem Polterabend kein Lärm vor dem Hause entstand, und die Aufforderung: Nicht wahr, ihr poltert doch bei mir? war so oft an uns gerichtet worden, daß wir uns einer Nachlässigkeit schuldig zu machen glaubten, wenn wir einem Polterabend fern blieben. Besonders die wohlhabenden Leute, denen eine zerschlagene Hausthür keinen Kummer bereitete, luden uns geradezu zum Poltern ein, wenn sie auch der Obrigkeit gegenüber diese Einladung nicht eingestehen wollten. Bei dieser großen Hochzeit nun, die in der Stadt bei dem wohlhabenden Landwirt Hermenstein stattfand, mußte unbedingt gepoltert werden, trotz des Verbots und trotz des Polizeidieners. Heinrich war Hausfreund bei Hermenstein. Zu jedem Schweineschlachten wurde er feierlich eingeladen; neulich hatte er sogar den Schwanz eines der Schlachtopfer halten dürfen, ein Vertrauensamt, um

das er nicht wenig beneidet wurde. Und nun sollte er sich am Polterabend Fräulein Hermensteins teilnahmslos verhalten, er, der beste Polterer der Stadt? Es ging nicht, wirklich nicht, wir Jüngern sahen das nur zu deutlich ein, und wir sahen uns auch schon in der düstersten Zelle des Rathauses, zu verschärfter, d. h. lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt.

Wir Kleinen konnten wohl auch wie der Wind laufen; doch gegen Bruder Heinrich waren wir ungeschickte Tölpel. Mit einem merkwürdig gewandten Körper begabt, verstand er es, mit indianerartiger Geschicklichkeit zu verschwinden. Andre Jungen machen Lärm, wenn sie laufen und klettern; er glitt unhörbar über eine Mauer oder schnellte sich, wie von Federn getragen, so außer Schußweite, daß es keinem Menschen einfiel, ihn zu verfolgen. Deshalb wußten wir auch genau, daß Polizeidiener Weber trotz seiner langen Beine Heinrich niemals einfangen würde. Wenn jemand erwischt wurde, so waren wir es, das wußten wir sehr wohl; dennoch fiel es uns keinen Augenblick ein, diese Gelegenheit, unsern Mut zu beweisen, unbenutzt vorübergehen zu lassen. Heinrich konnte uns auch gar nicht entbehren, denn wir trugen die meisten Wurfgeschosse und mußten sie ihm nachher zulangen. Kam doch auf sichres Zielen und einen geschickten Wurf sehr viel an. Gerade vor die Hausthür, vielleicht auch an sie selbst, sollten die Scherben fliegen, niemals an die Fenster. Heinrich würde wegen solcher Ungeschicklichkeit sich selbst verachtet und vielleicht niemals wieder gepoltert haben. Deshalb begnügten wir Kleinen uns auch stets mit leeren Tintenflaschen und andern leicht zu werfenden Sachen, die auch ihr Spektakelchen machten und doch wenig Unheil anrichten konnten.

Fräulein Hermensteins Hochzeit war Ende Oktober. Diese Jahreszeit hatte, der dunkeln Abende wegen, ihr Angenehmes. Straßenbeleuchtung kannte unser Städtchen natürlich noch nicht, und es war zu hoffen, daß uns Weber gar nicht sehen würde. In diesem Sinne äußerte ich mich gegen Sürgen, der mir achselzuckend erwiderte, daß die dunkeln Abende für den Polterabend allerdings sehr vorteilhaft wären, für das Gefängnis aber nicht.

Wie so? fragte ich mit einem Gefühl banger Ahnung.

Sürgen versuchte ein gleichgiltiges Gesicht zu machen. Man kriegt gar kein Licht im Gefängnis!

Gar kein Licht! Muß man immer im Dunkeln sitzen?

Sürgen nickte finster, und ich wurde sehr nachdenklich. Sürgen, fragte ich besorgt, wir dürfen doch Weihnachtsabend nach Hause gehn? Das wird Weber doch erlauben?

Sürgen schüttelte den Kopf. Wer gefangen ist, ist gefangen!

Aber unser Weihnachtsbaum, Sürgen, und die Geschenke, und das Kuchenbacken?

Sürgen putzte sich lange die Nase, dann erzählte er mir, indem er mühsam

versuchte, seiner Stimme Festigkeit zu geben, eine Geschichte, die er gerade gelesen, und die unser Freund, Franz Hoffmann, geschrieben hatte. Der Held war ein edler, unbeschreiblich edler Knabe, der von seinen Feinden ins Gefängnis geworfen worden war. Er saß auf einem Strohbündel und wurde aus einem Knaben ein Mann, aus dem Mann ein Greis, und niemand kümmerte sich um ihn. Aber er blieb immer gut und freundlich, und weil er stets auf einem Fleck saß, wuchs sein Bart auf die Erde und von der Erde, wie Epheu, an der Wand des Gefängnisses entlang. Und als er über hundert Jahre so geseffen hatte, und seine holde Freundlichkeit stets dieselbe blieb, da öffnete sich endlich die Thür seines Kerkers, und die Befreier kamen: er sollte König eines reichen Landes werden. Er aber sagte — ja was der edle Greis sagte, habe ich niemals erfahren. Ich weinte schon längst Ströme von Thränen, und Jürgen, der mich zuerst verächtlich angelächelt hatte, schluchzte ebenso laut wie ich.

Am Polterabend Fräulein Hermensteins standen wir rechtzeitig auf unserm Posten. Nicht weit von dem großen, hell erleuchteten Hause war ein Neubau mit einem Gerüst. Dahin hatten wir alle unsre „Pottscharben“ gebracht, da war auch eine große Gießkanne mit Wasser, aus der die noch Wasser haltenden Gläser und Töpfe gefüllt wurden. Zuerst begann eine kleine Plänkelei: Tassen, Gläser und einige Flaschen wurden gewissermaßen versuchsweise geworfen, aber es war nichts Ordentliches. Wegen solcher Kleinigkeit setzte sich Polizeidiener Weber nicht in Bewegung. Einem Gerüchte nach sollte er in einer dunkeln Ecke des Festhauses stehen, aber wir sahen ihn nicht; und auch Heinrich war noch nicht erschienen, obgleich er uns gebeten hatte, rechtzeitig auf dem Platz zu sein. Wir warteten noch eine Zeit lang — endlich stand der große Bruder vor uns, und nun ging der eigentliche Spaß los. Atemlos vor Aufregung reichten wir Heinrich Töpfe, Gläser und Krüge, alle mit Wasser gefüllt: prasselnd fielen sie immer auf denselben Fleck nieder und machten einen wahrhaft höllischen Lärm. An den hell erleuchteten Fenstern des Brauthauses zeigten sich Gestalten: man war entschieden erbaut von dieser Huldigung. Aber auch die rächende Gerechtigkeit nahte sich. Es hatte sich eine größere Volksmenge angesammelt, und wahrscheinlich fielen einige spöttische Bemerkungen über Webers Leistungsfähigkeit; denn plötzlich hörte man sein lautes Schelten auf dem Platz, und die blanken Knöpfe seiner Uniform blinkten so unheimlich nahe bei uns, daß es meiner ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, unser schönstes Polterstück, Großvaters Terrine, nicht fallen zu lassen. Heinrich hatte sie bis zuletzt verwahrt, und auch jetzt, wo die Gefahr in nächster Nähe war, schien er sich nicht von ihr trennen zu können. Er schob mich vor sich her und warf einen Wasserkrug so nahe an Webers Kopf vorbei, daß dieser zurücktaumelte und erst nach einigen Sekunden mit wilden Flüchen nach dem Neubau stürzte. Aber dort waren wir

nicht mehr. Vom Dunkel begünstigt standen wir jetzt hart vor Hermensteins weit geöffneter Thür. Wir konnten in den hell erleuchteten Hausflur sehen, wo viele Mädchen herumhantirten, und wo Berge von Butterbrot und Kuchen und lange Reihen dampfender Punschgläser standen. Ein Mädchen mit leeren Gläsern kam aus den Zimmern, um gleich wieder gefüllte fortzutragen, und aus den Fenstern tönte Musik und Lachen. Ich sah und hörte freilich von alledem nicht viel; meine beiden Arme hielten die bis zum Rande mit Wasser gefüllte Terrine umklammert, und ich hatte Mühe, mich mitten in dem Gedränge aufrecht zu halten. Und nun — das Blut stockte mir in den Adern — kam Weber wieder. Er fluchte sehr laut und ging sehr langsam. Er wird dich sehen, dachte ich; dann giebt es lebenslängliches Gefängnis, keine Weihnachten und einen langen Bart! Aber Weber sah uns nicht. Er stand in der Haus-  
thür, und seine rote Nase bog sich wohlgefällig herunter zu einem Glase mit rotem Inhalt. Wie in halber Zerstreuung streckte er die Hand aus nach der Wange eines drallen Mädchens — da fliegt ihm die Terrine klatschend vor die Füße, daß er wild in die Luft springt und sein Punschglas fallen läßt. Ich sehe und höre nichts mehr; ich laufe nur, weiter und immer weiter, bis Heinrich, der mich an der Hand gefaßt hat, mir zuruft, ich solle doch kein „Bangbüx“ sein. Er war gar nicht stark gelaufen, und jetzt blieb er stehen und lachte.

Das Wasser sprang ihm bis in seinen Punsch! rief er. Na, und umziehen muß er sich auch!

Weshalb hat er uns denn nicht gefangen? fragte ich noch halb erschreckt.

Er kann ja nicht laufen! Hast du denn nicht gesehen, daß er hinkt? Kein Mensch sollte es wissen, aber sein Junge, der Kriskhan, sagte heute so was in der Schule davon, daß sein Vater krank wäre; er wollte aber nicht verraten, was ihm fehlte. Heute nachmittag kaufte ich ihm für einen Bankschilling Lakritz, da sagte er, sein Vater hätte ein dickes Knie, und als ich ihm noch mein Butterbrot schenkte, kam die Wahrheit an den Tag. Weber hat eine Schweinsbeule am Knie und Grünverband darauf, da soll ers wohl lassen, uns einzufangen. So haben Hermensteins doch einen anständigen Polterabend bekommen! setzte er stolz hinzu.

Am andern Tage war die große Hochzeit, an der vierundzwanzig Stunden gegessen und getrunken wurde. „Zufällig“ standen wir vor dem Hause und sahen in die Fenster. Da rief uns der alte Hermenstein herein. Wir bekamen so viel Gutes aufgetischt, daß wir es gar nicht bewältigen konnten, wir mußten uns auch noch die Taschen vollstecken. Vor allem aber war Heinrich der Held des Tags. Keiner sagte weshalb, aber alle klopfen ihm auf die Schulter und meinten, aus ihm würde noch einmal etwas Ordentliches werden. Und der alte Herr Hermenstein konnte sich gar nicht beruhigen, so viel mußte

er lachen und unserm Heinrich zunicke und zutrinken, bis es diesem ungemütlich wurde und er uns ein Zeichen gab, daß wir fortgehn wollten.

Habt ihr noch Kuchen? fragte er, als wir auf der Straße standen.

Wir hatten Hände und Taschen voll, und er nahm von jedem von uns einen Teil. Das ist für Polizeidiener Weber! sagte er. Sein Bein ist immer noch nicht besser, und es soll ihm arg weh thun. Ich leg es ihm gleich ins Fenster!

So geschah es denn auch, und ich glaube, diese süße Spende hat den guten Weber getröstet über die klägliche Rolle, die er am Polterabend gespielt hatte. Sürgen und ich waren aber auch zufrieden, denn ins Gefängnis sind wir nicht gekommen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch ein Wörtchen zum Schulradau. Auf einer westfälischen Protestversammlung äußerte ein Redner, die Lösung sei nicht: Atheismus oder Christentum, sondern: freie Forschung oder Dogmenzwang. Ja, wollen denn die Herren die bisher ungelösten theologischen Streitfragen, wie die nach der Abstammung des Menschengeschlechts und nach der Abfassungszeit der Bestandteile des Pentateuchs, oder ob die Auferstehungsgeschichte reiner Mythos oder schlaue Erfindung oder das Ergebnis von Halluzinationen sei, wollen sie diese Fragen von frei forschenden Schulkindern lösen lassen? Oder meinen sie nur, daß es keinem Lehrer gewehrt sein soll, die Ergebnisse seiner eignen oder fremder Forschungen den Schulkindern aufzutischen? Wollen sie, daß der eine Lehrer den Kindern Christus, der zweite Hegel, der dritte Schopenhauer predige? Der zuletzt genannte hat bekanntlich Hegeln als einen dummen Kerl und von der Regierung zum Zweck der Volksverdummung bezahlten Charlatan hingestellt. Wollen sie, daß Luther vom Lehrer A den Kindern als der große Reformator und teure Gottesmann, von B als ein arger Reher, von C als ein Finsterling und Reaktionär dargestellt werde? Wollen sie die ohnehin überangestregten Kinderköpfe vollends durch Widersprüche zu Grunde richten und schon zwölfjährige Knaben und Mädchen durch philosophischen Wahnsinn ins Irrenhaus bringen? Oder wollen sie, daß die Kinder diese Widersprüche leicht nehmen und sich über die Autoritäten der Wissenschaft lustig machen?

Die Herren protestiren gegen den Vorwurf, daß sie dem Volke die Religion rauben wollten. Läßt sich aber Religion lehren ohne Glaubenssätze? Gibt es außer den Katechismen der zwei großen Konfessionen noch eine dritte lehrbare Form der christlichen Religion, etwa einen egidianischen Katechismus? Nein, es giebt nichts dergleichen, sondern nur ein Gewirr einander widersprechender Meinungen, und das ist nicht lehrbar, am wenigsten in der Kinderschule! Versuche sind zwar gemacht worden; in Gotha, in der Schweiz sind rationalistische Religionshandbücher erschienen, aber diese dem gläubigen Teile der Bevölkerung aufzuzwingen würde keine Macht der Erde stark genug sein, und nicht einmal die Freidenker würden, wenn es sich um die Approbation eines dieser Bücher handelte,